

GOTTESDIENST FÜR VIELE

**EIN STRUKTURKONZEPT
FÜR DEN STÄDTISCHEN UND LÄNDLICHEN BEREICH
DES KIRCHENKREISES KÖTHEN (ANHALT)**

**EINEREICHT ZUR BEWERBUNG UM DEN
GOTTESDIENSTPREIS 2013
KARL-BERNHARD-RITTER-STIFTUNG**

INHALT

0 EINLEITUNG	1
DIE SACHE MIT DEM SPATZ UND DER TAUBE	1
I ANALYSE DER AUSGANGSSITUATION	2
ANHALT: HOHE KIRCHENDICHTE – GERINGE CHRISTENDICHTE	2
KIRCHENKREIS KÖTHEN: UNTER DEN BLINDEN IST DER EINÄUGIGE KÖNIG	3
DER LÄNDLICHE BEREICH: ABSOLUT FLOP, PROZENTUAL TOP	4
TREUE UND BEHARRLICHKEIT	5
STADT KÖTHEN: BACH UND MEHR	6
WO ZWEI ODER DREI VERSAMMELT SIND	6
II THEOLOGISCHE UND KONZEPTIONELLE ÜBERLEGUNGEN	9
DAS EINE TUN, DAS ANDERE NICHT LASSEN, MÖGLICHST KEINEN VERLIEREN	10
III DIE UMSETZUNG	11
STADT KÖTHEN: GOTTESDIENST IM 1. UND IM 2. PROGRAMM	11
DER LÄNDLICHE BEREICH: ALLES ZU SEINER ZEIT	12
IV POSITIVE ERSTE ERFAHRUNGEN	13
STADT KÖTHEN	13
DIE LANDREGION SÜD-WEST (WÖRBZIG UND PREUSSLITZ)	14

0 EINLEITUNG

DIE SACHE MIT DEM SPATZ UND DER TAUBE

Zwischen dem Anspruch des Gottesdienstes, Mitte der ganzen Gemeinde zu sein, und seiner Wirklichkeit als einer Veranstaltung für eine bestimmte Zielgruppe bzw. ein nahezu abgegrenztes Milieu klafft eine schier unüberbrückbare Lücke. Diese Einsicht ist nicht neu.

Das Dilemma besteht darin, dass für diejenigen, die den traditionellen agendarischen Gottesdienst besuchen, dieser gerade in seiner traditionellen agendarischen Form richtig und wichtig ist - und dass die anderen, die ihm fernbleiben, gerade dieser Form, dieser Musik, dieser Kommunikationsstruktur - noch dazu um diese Uhrzeit - wenig oder nichts abgewinnen können.

Der Anspruch, dass auch andere für den Gottesdienstbesuch zu gewinnen sind, wird von kaum jemandem bestritten. Der - naheliegende - Wunsch der vorhandenen Gottesdienstbesucher ist es jedoch, dass „die anderen“ oder wenigstens ein Teil von ihnen sich zum selben Geschmack – um den geht es manchen offenbar mehr als um den Glauben – bekehren. Dass aber genau dies kaum geschieht, erleben sie nicht zuletzt in den eigenen Familien.

Die Diskussion über Gottesdienste, die „die anderen“ ansprechen, wird also zwangsläufig zur Diskussion über andere Gottesdienste. Ein Blick in die Ökumene, vor allem in den protestantisch-freikirchlichen Bereich, zeigt, dass andere Gottesdienst in den vielfältigsten Formen möglich sind. Auch in unserem Land gibt es seit Jahrzehnten eine Fülle von nicht-agendarischen Gottesdiensten, die – allen voran die Familiengottesdienste – auch durchaus Zuspruch in ihren Zielgruppen finden.

Dass diese an die Stelle des traditionellen Gottesdienstes treten, darf jedoch noch nur in eher seltenen Fällen geschehen. Andersfalls wird dies von der Kerngemeinde als der Verlust „ihres“ Gottesdienstes erlebt; treue Gemeindeglieder bleiben weg; Konflikte sind die Folge.

So müssen alternative Gottesdienste entweder Randerscheinung bleiben oder als zusätzliches Angebot konzipiert werden. Letzteres erfordert, will man sie regelmäßig anbieten, dem zusätzlichen Aufwand entsprechende freie Kapazitäten und großes gemeindliches Engagement über den Rahmen des traditionell Üblichen hinaus. Kommt es zu Überlastung, wird in der Regel zuerst in diesem zusätzlichen Bereich reduziert, da die Entscheidungsträger auf allen Ebenen von Gemeinde und Kirche zum überwältigenden Teil dem ersteren, traditionellen Milieu zuzurechnen sind und entsprechende Prioritäten favorisieren.

Dabei können sie – aus ihrer Sicht zurecht – auf die Erfahrung verweisen, dass diejenigen, die von Taizé-Andachten, Krabbelgottesdiensten, Politischen Nachtgebeten oder Gospel-Gottesdiensten begeistert sind, daraus kaum jemals die Konsequenz ziehen, nun auch öfters den „normalen“ Gottesdienst zu besuchen. Dies zeigt sich in extremer Weise bei den Heilig-Abend-Gottesdiensten, den immer schon „anderen“ Gottesdiensten, die über die Maßen viele Menschen anziehen, aber keinen erkennbaren Werbe-Effekt für die Gottesdienste des restlichen Jahres haben. Der große Aufwand, der für alternative Gottesdienste betrieben wird, führt nur sehr selten dazu, dass neue treue Gottesdienstteilnehmer gewonnen werden.

Nicht zuletzt ist darauf hinzuweisen, dass im Gegensatz zur traditionellen Gemeinde, die wir als „Spatz in der Hand“ - wenn auch in stetig abnehmender Zahl - haben und kennen, die Zielgruppe der neu anzusprechenden „Tauben auf dem Dach“ in keiner Weise homogen ist, dass es sich vielmehr um recht unterschiedliche Zielgruppen handelt. Wer sie ansprechen will, muss dauerhaft mit deutlich erhöhtem Aufwand rechnen - und die Frage, ob und wie das zu schaffen sein soll, stellt sich immer dringlicher. So erscheint das Motto „Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach“ realistisch. Dennoch darf es aus theologischen und ekklesiologischen Gründen nicht die letzte Antwort sein.

Die Lösungsversuche für diese Problematik, die in den vergangenen Jahren im Kirchenkreis Köthen (Anhalt) entwickelt wurden, möchten wir im Folgenden vorstellen.

1 ANALYSE DER AUSGANGSSITUATION

ANHALT: HOHE KIRCHENDICHTE - GERINGE CHRISTENDICHTE

Die Evangelische Landeskirche Anhalts liegt mit einem Anteil von gut 15% von evangelischen Kirchenmitgliedern an der Gesamtbevölkerung am unteren Ende der landeskirchlichen Statistik der EKD. Der Gottesdienstbesuch der Landeskirche ist relativ zwar der EKD-weit beste, in absoluten Zahlen jedoch gering. Wegen einer außergewöhnlich hohen Kirchendichte dieses einstigen Kernlandes der Reformation verteilen sich die Kirchgänger auf viele Gottesdienststätten. So werden in Anhalt vergleichsweise viele Gottesdienste für vergleichsweise wenige Menschen gefeiert.

KIRCHENKREIS KÖTHEN: UNTER DEN BLINDEN IST DER EINÄUGIGE KÖNIG

Der Kirchenkreis Köthen in der Landeskirche Anhalts umfasst 8 Parochien. Die Situation ist deutlich zweigeteilt: auf der einen Seite stehen die beiden großen Stadtgemeinden mit knapp 3000 Gemeindegliedern und 3 Pfarrstellen, auf der anderen die 34 Kirchengemeinden im ländlichen Raum mit knapp 5000 Gemeindegliedern und 4,5 Pfarrstellen.

Die Parochien als Pfarrbezirke umfassen zwischen 3 und 7 kleine, teils kleinste Kirchengemeinden. Nahezu jede Gemeinde hat ihre eigene Kirche, manchmal sogar mehr als eine. So ist es nicht ungewöhnlich, wenn einzelnen Pfarrämtern sechs oder acht Kirchen zugeordnet sind, deren lokale Gemeinden Wert darauf legen, dass auch Gottesdienste in ihnen stattfinden. Da es illusorisch ist, diesem Wunsch an allen Orten wöchentlich nachzukommen, und dies auch gar nicht überall erwartet wird, finden Gottesdienste meist im vierzehntägigen, monatlichen oder sechswöchentlichen Turnus, in einzelnen Kirchen nur an besonderen Festtagen statt.

Die Situation im Kirchenkreis Köthen stellt daher eine besondere Herausforderung dar, die sich zwischen vier Polen bewegt: der theologischen Einschätzung des Gottesdienstes als Zentrum der Gemeinde, den Erwartung vieler Haupt- und Ehrenamtlicher an eine lebendige Gottesdienstkultur, den Erwartungen vor allem in den ländlichen Gemeinden an eine lokal verwurzelte Gottesdienstpraxis und nicht zuletzt wirtschaftlichen und arbeitsökonomischen Zwängen und Grenzen. Die demographische Entwicklung mit der zunehmenden Überalterung der Bevölkerung, die durch Wegzug der jüngeren Generation noch verschärft wird, lässt die Gemeinden weiter schrumpfen. Dies führte zwangsläufig auch zu einer Reduzierung der Pfarrstellen (noch 12 im Jahr 2003, 7,5 seit 2007). Bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Anzahl der Gottesdienstorte ergab sich ein immer höherer Arbeitseinsatz der Verantwortlichen für eine kleiner werdende und in immer weiterem Umkreis verstreut wohnende Gottesdienstgemeinde.

DER LÄNDLICHE BEREICH: ABSOLUT FLOP, PROZENTUAL TOP

Für die persönliche Arbeit der für den Gottesdienst Verantwortlichen, für Pastorinnen, Lektoren, Kirchenmusikerinnen und Diakone, bedeutet dies eine erhebliche Belastung am Wochenende und in der Vorbereitung der Gottesdienste. Dies wurde in den vergangenen Jahren mit hohem Idealismus und großer Verlässlichkeit auf sich genommen. Man sah sich in der Verantwortung, auch den Menschen in kleinen Gemeinden Gottes Wort nicht vorenthalten zu wollen. Man respektierte den Wunsch, Gottesdienste in den je „eigenen“ Kirchen – als Identität stiftenden Orten – feiern zu wollen, in der schon vorangehende Generationen getauft, getraut und beerdigt wurden. Man wollte, nachdem sich Bank, Lebensmittelladen, Apotheke und Arzt schon aus dem Ort zurückgezogen hatten, den Menschen (nicht nur den Gemeindegliedern!) nicht auch noch den Verlust der Kirche zumuten. So feierte man unbeirrt und in großer Treue viele, viele Gottesdienste, oft mit sehr Wenigen bis dahin, dass vereinzelt der Gottesdienst mangels Gemeindebeteiligung ausfiel.

Zugleich blieb diese Anstrengung nicht folgenlos für die Gottesdienstverantwortlichen. Manche stießen an Grenzen ihrer Belastbarkeit (und die ihrer Familien), fast alle erlebten das Gefühl der Frustration. Denn die kleine Gottesdienstschar hat natürlich auch Folgen für den Gottesdienst selbst, für seinen Anspruch, möglichst viele Menschen zu erreichen, für seinen Charakter als Gemeinschaft stiftendes Ereignis, für das Singen und die Art der Liturgie, für den öffentlichen Charakter des Gottesdienstes. Was, wenn jetzt überraschend ein Fremder käme? Was für ein Bild vom Zentrum unserer Religionsausübung vermitteln wir als Christen eigentlich, wenn wir nur so ein kleines Häuflein sind? Und wie steht es mit der Freude am Feiern, am Singen, am Gefühl von Gemeinschaft, wenn zugleich soviel Bedeutungslosigkeit suggeriert wird?

Es gelang auch nicht mehr immer, alle Gottesdienste personell angemessen auszustatten. Verstärkt sind Lektorinnen und Lektoren im Einsatz, Gottesdienste finden auch ohne Kirchenmusiker/in statt. Die Küsterarbeit wird ohnehin fast nur noch ehrenamtlich, nicht selten durch Pfarrerin oder Pfarrer ausgeübt. Eine „Versorgungsmentalität“ machte sich breit unter allen Beteiligten, den Ältesten, Pfarrerrinnen und Pfarrern, Gottesdienstbesuchern ebenso wie bei den Gemeindegliedern, die außer an Weihnachten nie kamen: In unseren Kirchen hat Gottesdienst stattzufinden. Das war schon immer so. Das soll auch so bleiben. Also muss irgendwie dafür gesorgt werden.

Ein Schlüsselproblem für die Veränderung im ländlichen Bereich ist die mangelnde Mobilität. Während die Menschen für nahezu jeden Zweck weite Wege auf sich nehmen, soll Kirche „vor Ort“ sein und bleiben. Die Kirchen der Nachbardörfer haben die wenigsten von den Kirchenmitgliedern je von innen gesehen. Wenn die Entwicklung eines parochialen Bewusstseins gefordert wird, ist die Skepsis extrem hoch: „Herr Pfarrer, das werden Sie nie schaffen!“ Dennoch wird kein Weg daran vorbeigehen, dass bei Parochiegrößen von 500 bis 1000 Gemeindegliedern die Einsicht wachsen muss, dass Gemeindeglieder auch einen Gottesdienst in einer maximal 7 km entfernten Kirche als den ihren betrachten. Für dieses Problem mag es Ursachen in der lokalen Geschichte geben. Im Kern geht es aber schlicht und einfach um die Angst, fremd zu sein und niemanden zu kennen. Kirche braucht ein hohes Maß an Vertrautheit.

TREUE UND BEHARRLICHHEIT

Mit dieser Darstellung soll keine Schelte der traditionellen Gemeinde verbunden sein. Unsere Kirche ist nun einmal von den 40 Jahren der DDR geprägt mit Folgen, die bis heute reichen. Damit ist nicht nur die hohe Zahl der Nichtmitglieder zu erklären, sondern auch die Einstellung sehr vieler Mitglieder. In einer Gesellschaft, in der Kirchenzugehörigkeit von Staats wegen nicht als selbstverständlich wie im Westen und häufig gar als nicht erwünscht angesehen wurde, hatte jeder Gottesdienstbesuch einen deutlich bekenntnishafteren Charakter als in den alten Bundesländern.

Für die Kirchengemeinden war es eminent wichtig, dass Gottesdienst stattfand – jeder ausgefallene Gottesdienst und jeder aufgegebene Predigtort konnten als Erfolg der Gegenseite, die das Aussterben von Religion und Kirche prophezeite, interpretiert werden. Insofern war es von Bedeutung, an möglichst vielen Tagen und Orten Gottesdienst stattfinden zu lassen, ohne dass es dabei auf Zahlen ankam.

Es waren Gemeindeglieder mit einer großen Treue zu ihrer Kirche, mit persönlichem Mut und, was die charakterliche Grundstruktur anging, oft an Sturheit grenzender Beharrlichkeit, die sich in dieser Zeit noch zu ihrer Kirche hielten. Nach der Wende bedauerten viele, dass die große Begeisterung für die Friedensgebete des Wendeherbstes (klassische „alternative“ Gottesdienste) sich nicht in eine höhere Beteiligung an den sonntäglichen Gottesdiensten umsetzte. Die Erfahrung, die man in den Jahren zuvor gemacht hatte, führte jedoch schnell dazu, dass man getrost auf die, die nicht kommen wollten, zu verzichten bereit war. Diskussionen darüber, was man tun könne und müsse, um andere für den Gottesdienst zu gewinnen, führten schnell zu der Frage, ob sich die treuen Gemeindeglieder nun etwa verbiegen sollten für die, die noch vor wenigen Jahren auf der anderen Seite gestanden oder zumindest sich opportunistisch ferngehalten hatten. Natürlich sehen viele Hauptamtliche und auch ein Teil der Ehrenamtlichen dies anders, aber man kann diejenigen, die auf dem „So war es schon immer“ bestehen, nicht einfach als Traditionalisten abstempeln. Ihnen bleibt das Verdienst, die Kirche durch die DDR-Zeit getragen zu haben, und dafür gebührt ihnen Respekt.

So erfolgt die Situationsbeschreibung hier auch nicht im Ton eines Klagelieds. Die evangelische Kirche ist und bleibt die mitgliederstärkste Organisation im Lande. Von den wenigen Gemeindegliedern werden prozentual mehr im Gottesdienst erreicht als in jeder anderen Landeskirche. Die für den Gottesdienst Verantwortlichen haben in einer von Abwanderung und Bedeutungsverlust geprägten Region Kirche flächendeckend als verlässlich und stets „nahe bei den Menschen“ profiliert. Die Kirche stellt in weiten Teilen des ländlichen Raums die einzigen Hauptamtlichen. Dies bringt der Kirche auch bei der großen Zahl der Konfessionslosen viel Sympathie ein. Sie kümmert sich um die Kirchengebäude als die dorfbildprägenden und identitätsstiftenden Gebäude, bietet Konzerte als musikalische Höhepunkte im dörflichen Leben an und stellt mancherorts die Kirchen für Trauerfeiern auch von nicht der Kirche angehörigen Verstorbenen zur Verfügung.

Und: was immer gerade im Bereich der Zahlen in den Kirchengemeinden zu beklagen ist: es ist nicht ihr spezifisches Problem. Feuerwehr und Vereine haben mindestens dieselben Nachwuchssorgen, Parteien und kommunale Selbstverwaltungsgremien sind nur noch marginal vorhanden. Insofern hat der Satz vom Blinden, der unter den Einäugigen König ist, tröstliche Berechtigung.

STADT KÖTHEN: BACH UND MEHR

In der Stadt Köthen ist die Stadt- und Kathedralkirche St.Jakob mit ihren 75 Meter hohen Doppeltürmen und der großen Ladegast-Orgel das stadtbildprägende Gebäude, die äußerlich unscheinbarere St.Agnus-Kirche als Bachkirche von Bedeutung. Profilbildend ist daher in ganz besonderer Weise die Kirchenmusik. Zu den Konzerten von der Orgelmusik zur Marktzeit bis zum Weihnachtsoratorium, von Gospelkonzert bis zu den international hochkarätig besetzten Bachfesttagen kommen mehr Menschen in die Kirchen als zu den Gottesdiensten.

Zudem ist die Kirche mit Kindergarten, Hort, Kinderheim, Kinder- und Jugendzentrum und Migrationsberatung in gemeindlicher Trägerschaft sowie einer Evangelischen Grundschule in landeskirchlicher Trägerschaft in für die Region ungewöhnlich intensiver Weise im Bildungs- und Sozialbereich präsent und erfährt auch deshalb eine hohe Akzeptanz. Aber auch hier gilt: dies alles hat keinen spürbaren Werbeeffect für den Sonntagsgottesdienst.

Die beiden großen Stadtgemeinden mit den Hauptkirchen St. Agnus und St. Jakob liegen 230 Meter Fußweg auseinander. In ihnen fanden üblicherweise parallel jeweils agendarische Gottesdienste um 9.30 Uhr statt. Der Gottesdienstbesuch lag in beiden Kirchen im bundesdeutschen Normbereich mit sinkender Tendenz. Jede der beiden Kirchen wäre groß genug für die Gottesdienstbesucherzahl an normalen Sonntagen. Besondere Gottesdienste fanden immer wieder einmal statt, jedoch nie kontinuierlich. Bevorzugt sollten sie zusätzlich stattfinden. Ersetzten sie doch einmal den agendarischen Gottesdienst, war mit Kritik aus der Traditionsgemeinde zu rechnen. Überlegungen stärkerer Kooperation scheiterten lange am ausgeprägten Kirchturmdenken beider Gemeinden: Gemeindeglieder von St. Jakob gingen nicht nach St. Agnus, die von St. Agnus nicht nach St. Jakob. Je vehementer die Gemeindevertreter sich gegen solche Kooperationen aussprachen – zugleich aber deshalb nicht häufiger den Gottesdienst besuchten – umso mehr wuchs bei den für den Gottesdienst Verantwortlichen das Leiden an dieser gefühlten gottesdienstlichen Doppelstruktur, die Arbeitskraft band, die in anderen Bereichen dringend gebraucht wurde.

WO ZWEI ODER DREI VERSAMMELT SIND

Im Jahr 2010 nahm der Kirchenkreis Köthen auch eine statistische Bestandsaufnahme seiner gesamten gottesdienstlichen Situation vor. Er erhob, an welchen Orten, wie viele Gottesdienste stattfanden, von wie vielen Menschen sie besucht wurden, wie oft sie ausfielen und von welcher Art die Gottesdienste waren. Dabei traten insbesondere im ländlichen Bereich interessante Ergebnisse zutage, die die Richtung für die Weiterentwicklung des Gottesdienstkonzeptes aufzeigten.

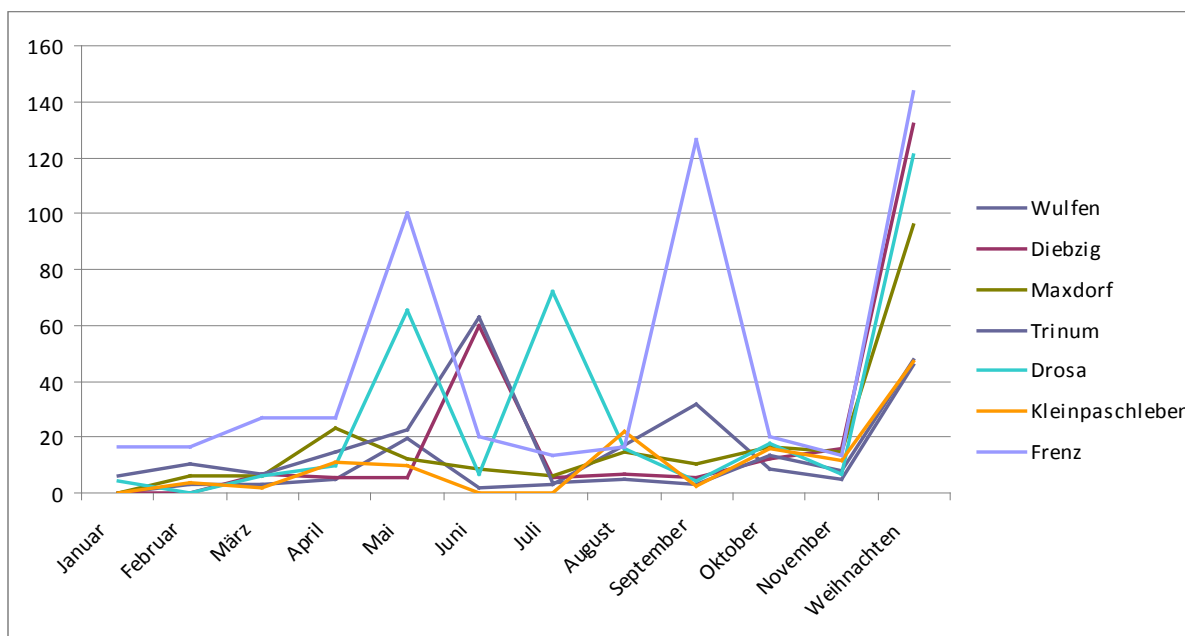
Der Kirchenkreis umfasste 2010 38 ländliche Gemeinden mit ca. 4900 und 2 Stadtgemeinden mit 3000 Gemeindegliedern. Die durchschnittliche Gemeindegröße liegt damit bei 126 Gemeindegliedern im ländlichen Bereich. 50% der ländlichen Gemeinden haben deutlich unter 100 Mitglieder.

Die Zählung des Gottesdienstbesuchs im ländlichen Bereich ergab folgende Ergebnisse (2010): 682 Gottesdienste insgesamt, das sind 18 Gottesdienste pro Gemeinde im Durchschnitt sowie 13149 Gottesdienstbesucher insgesamt, das sind 19 Besucher pro Gottesdienst.

Diese Zahlen beeindruckten zunächst: 682 Gottesdienste im Jahr für 4900 Gemeindeglieder. Für 4900 Gemeindeglieder der Kirche einer westlichen Großstadt würden ca. 60 Gottesdienste im Jahr angeboten. Wir feiern zehnmal so viele Gottesdienste! Ein nicht ganz fairer Vergleich, da Stadt und Land, Ost und West so nicht zu vergleichen sind, dennoch macht er deutlich, welcher enorm hohe Einsatz an Zeit und Kraft wir für die Gottesdienste aufwenden.

Eine ländliche Kirchengemeinde feiert ein bis zwei Gottesdienste pro Monat, der durchschnittliche Besuch erscheint in absoluten Zahlen passabel, prozentual ist er hervorragend. Das Bild wird allerdings verzerrt von wenigen Großgottesdiensten im Jahr, die die Durchschnittszahlen hochtreiben.

Wie die Verteilung der Gottesdienstbesuchszahlen übers Jahr aussieht, zeigt ein charakteristisches Schaubild aus Kleinpaschleben-Drosa, einer der ländlichen Parochien des Kirchenkreises, die den Gottesdienstbesuch gemeindegewise prozentual in Beziehung setzt zur jeweiligen Gemeindegröße:



Die „herausragenden“ Gottesdienste sind: Konzertandacht, Konfirmation, Himmelfahrtsgottesdienst im Freien, Gemeindefeste, Goldene Konfirmation und Weihnachten.

Die Graphik zeigt, was wir spaßeshalber die „Köthener Normalverteilung“ genannt haben. Diese bedeutet: an normalen Sonntagen ist ein absolut geringer Gottesdienstbesuch zu verzeichnen, sobald aber eine Besonderheit hinzutritt, gibt es einen gewaltigen Ausschlag nach oben.

Solche Besonderheiten können sein: Eine Amtshandlung im Gottesdienst, etwa eine Taufe oder eine Goldene Hochzeit, ein Dorffest, ein regionaler Gottesdienst, ein Projektgottesdienst, das Erntedankfest oder ein Campingplatzgottesdienst.

Demgegenüber fällt auf, dass die traditionellen besonderen Anlässe, nämlich die kirchlichen Hochfeste außer Weihnachten wie Ostern und Pfingsten – erstaunlicherweise in manchen Gemeinden auch das Erntedankfest – bei vielleicht leicht erhöhter Teilnehmezahl in ihrer Bedeutung offensichtlich eher rückläufig sind, jedenfalls keineswegs so stark ins Gewicht fallen wie manche der oben aufgezählten „weltlichen“ Hochfeste (z.B. Dorffeste).

Eine deutliche Ausnahme ist der Heilige Abend. Hier schlagen wir vermutlich alle Rekorde. Besucht werden sie zum Teil von weit mehr als 100% der Mitgliedgliedschaft – was statistisch ja eigentlich gar nicht geht: Bei uns ist es möglich. Weihnachten hat über unseren kleinen Kreis der Christen hinaus eine offensichtliche gesellschaftliche Bedeutung.

Auf einen weiteren Faktor stießen wir, als wir zwei Zahlen in Beziehung setzten, deren Verhältnis normalerweise tabu ist. Wir fragten: Wie viele Gottesdienste werden eigentlich für wie viele Gemeindeglieder angeboten? Die Spannbreite erwies sich innerhalb des Kirchenkreises als enorm hoch. In Dohndorf z.B. mit 83 Gemeindegliedern werden 7 Gottesdienste im Jahr angeboten, während es in Frenz 14 Gottesdienste für 30 Gemeindeglieder gibt. Je zwei Gemeindeglieder von Frenz können damit sozusagen rein statistisch ihren Privatgottesdienst feiern, eine luxuriöse Ausstattung!

Kann die Zahl der Gottesdienste völlig unabhängig von der Gemeindegröße sein? Eine genaue Analyse ist erforderlich: Ist in einem Ort eine deutlich höhere Beteiligung am Gottesdienst festzustellen – solche Orte gibt es – so kann sich das „Angebot“, der „Nachfrage“ anpassen. Geht es den Verantwortlichen Ältesten jedoch in anderen Orten nur darum, dass möglichst oft Gottesdienst stattfinden – auch solche Orte gibt es – so müssen Konsequenzen gezogen werden. Hat man sich – das wäre der dritte Fall, wo das Tabu berührt wird – daran gewöhnt, dass sehr, sehr wenige treue Gottesdienstbesucher alle zwei Wochen nach dem Motto „Wo zwei oder drei versammelt sind“ versorgt werden, ohne zu merken, dass hier eine mehr oder minder geschlossene Gesellschaft zusammenkommt, dann muss die Frage aufgeworfen werden, die wir traditionell nicht zuzulassen gewöhnt sind: Darf man eine Aufwand-Nutzen-Rechnung stellen, vielleicht sogar eine Kosten-Nutzen-Rechnung, wenn es um Gottesdienste geht?

II THEOLOGISCHE UND KONZEPTIONELLE ÜBERLEGUNGEN

Wir halten daran fest, dass der Gottesdienst die Mitte unseres Gemeindelebens ist und zwar im Sinne der Formulierung des Evangelischen Gottesdienstbuchs: als Zentrum der Identität unserer Gemeinden. Denn was hier geschieht: die Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi ist die Basis aller anderen Veranstaltungen unserer Gemeinden von der Krabbelgruppe über den Konfirmandenunterricht bis hin zum Seniorenkreis. Sie geschieht hier gewissermaßen in Reinform (vgl. auch CA VII) und strahlt auf die anderen Veranstaltungen aus. Wie umgekehrt alle sonstigen Aktivitäten der Kirchengemeinde auf den Gottesdienst bezogen bleiben.

Gerade weil aber im ländlichen Bereich der Gottesdienst die zentrale und häufig sogar die einzige Gemeindeveranstaltung darstellt, können wir uns nicht auf die traditionelle und oft gehörte These, dass es auf Zahlen „nicht ankomme“, einlassen. Es geht darum, den Gottesdienst so zu gestalten und ins Bewusstsein möglichst vieler Menschen zu bringen, dass in ihm die Gemeinschaft der Christengemeinde sichtbar und erfahrbar wird.

Wir sind uns dessen bewusst, dass Schritte zur Veränderung gottesdienstlicher Struktur in Bezug auf Gottesdienstfrequenz und die Anforderung an mehr Mobilität bei den Gemeindegliedern ein hohes Maß an Sensibilität erfordern. Denn mit dem Gottesdienst, der vor Ort stattfindet, verbindet sich auch ein hoher Respekt für ebendiese Identität stiftende Funktion von Gottesdiensten auf Gemeindeebene, die naturgemäß auch auf das Kirchengebäude übergeht. Ebenso verbindet sich mit ihm der Respekt vor dem stellvertretenden Charakter, den jeder Gottesdienst selbst dann hat, wenn er nur von wenigen besucht wird. Menschen ist der regelmäßige Gottesdienstes in ihrer Kirche wichtig, auch wenn sie nicht hingehen.

Der zentralen Identität stiftenden Bedeutung und der Stellvertreterfunktion des Gottesdienstes stehen auf der anderen Seite theologische und Ressourcen Gründe gegenüber, die wiederum zur Veränderung nötigen. So droht in den Kleinstgottesdiensten der öffentliche Charakter des Gottesdienstes verloren zu gehen. Es sind Tendenzen zu beobachten, dass Gottesdienstgemeinden sich einigeln, Gäste/Fremde nicht mit offenen Armen empfangen oder sie sogar spüren lassen, dass sie hier nicht erwünscht sind. Dass unter solchen Umständen auch die missionarische Strahlkraft der Gottesdienste erheblich leidet, ist überflüssig zu erwähnen.

Jeder Gottesdienst sollte unseres Erachtens eine zuversichtlich-fröhliche Grundstimmung ausstrahlen. Durch das schleichende Frustrationspotential bei Hauptamtlichen und Gottesdienstteilnehmenden ist eben diese Grundatmosphäre bei den Kleinstgottesdiensten gefährdet. Zunehmend entstand auch der Wunsch, sich jenseits aller organisatorischen Details einer gottesdienstlichen Flächenversorgung wieder stärker inhaltlich dem Gottesdienst zuwenden zu können.

Gottesdienst ist auch Gemeinschaft. Diese wird in der beschriebenen Situation nur noch fragmentarisch sichtbar, wenn Pfarrinnen und Pfarrer im ländlichen Bereich oft erst knapp vor dem Gottesdienst kommen können und bald darauf zum nächsten eilen müssen. Das hat zur Folge, dass die kleine Gottesdienstgemeinde sich auch schnell wieder zerstreut. Ein neues Konzept soll auch den Gemeinschaftscharakter (über den Öffentlichkeitscharakter hinaus) berücksichtigen.

Etwas anders stellt sich die Problematik in der Stadt Köthen dar, wo viele divergierende Interessen sich mit der Kirche verbinden: Wie kann es gelingen, vielfältige Formen des Gottesdienstes zu praktizieren, die den verschiedenen Zielgruppen gerecht werden, ganz unterschiedlichen Menschen Zugänge zu Gebet, Bibel und einer großen Bandbreite von Musik zu ermöglichen und zugleich in all dem dazu beizutragen, dass Brücken einer neuen Gemeinschaft gebaut werden?

DAS EINE TUN, DAS ANDERE NICHT LASSEN, MÖGLICHT KEINEN VERLIEREN

Methodisch haben wir uns für einen behutsamen Weg der Strukturveränderung entschieden, der die Bedürfnisse der treuen Gottesdienstgemeinde berücksichtigt, zugleich aber das Bewusstsein für regionalen und übergemeindlichen Zusammenhalt stärken möchte. Das neue Gottesdienstkonzept fällt nicht radikal aus, sondern knüpft an den aus der Analyse gewonnenen Tendenzen an und versucht sie zu verstärken.

Generell besteht bei den Mitgliedern unserer Gemeinden ebenso wie bei den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein tiefes Misstrauen gegenüber papiernen Konzeptionen, die irgendein Heil aufgrund struktureller Veränderungen verheißen. Das, vornehm ausgedrückt, dünne Echo auf das EKD-Papier „Kirche der Freiheit“ kann als Paradebeispiel dafür gelten.

Wenn jemand sich nicht vorstellen kann oder will, dass etwas, was er nicht kennt, funktionieren soll und das auch noch besser als das, was er kennt, nützt keine noch so klug formulierte Konzeption, über die abgestimmt werden soll. Der Weg zum Ausprobieren des Neuen ist ein anderer: es geht darum, durch gute Arbeit in der vorhandenen Struktur Vertrauen zu gewinnen, einzelne Experimente zu wagen, in deren Rahmen Ängste und Vorurteile abgebaut werden können, sodann zum probeweisen Versuchen von Neuem einzuladen und dann zu behalten, was sich bewährt.

III DIE UMSETZUNG

So wurde versucht, möglichst viele Beteiligte in den Prozess der Erarbeitung eines neuen Gottesdienstkonzeptes einzubeziehen. So wurde es über längere Zeit – zum Teil unter Einbeziehung externer Moderatoren – im Pfarrkonvent thematisiert und entwickelt. Dem Pfarrkonvent, der im Kirchenkreis Köthen mit 15 Personen überschaubar ist, gehören neben Pfarrerinnen und Pfarrern auch Gemeindepädagoginnen, der Jugendreferent sowie die Kirchenmusikdirektorin an. Darüber hinaus wurden die Pläne in Gemeindegemeinderäten und Regionalversammlungen diskutiert.. Die Kreissynode im Herbst 2011 war dem Thema „Regionalkonzept für den Gottesdienst“ gewidmet.

Vorreiter der Umsetzung der konzeptionellen Veränderungen waren die Gemeinden der Stadt Köthen, die bereits 2008 mit der Erprobung des neue Stadtkonzepts – zunächst befristet auf ein Jahr - begannen. 2010 wurde der Prozess auf die ländlichen Regionen des Kirchenkreises ausgeweitet. Ziel im ländlichen Bereich war es eigentlich gewesen, alle Regionen für die Umsetzung des Konzepts als gemeinsames Projekt zu gewinnen. Verschiedene Gründe (Pfarrstellenwechsel und Vakanzen, Krankheit, Elternzeit und in einem Einzelfall auch mangelnde Motivation) führten jedoch dazu, dass neben der Stadt vor allem die beiden Parochien Preußnitz und Wörbzig-Gröbzig mit ihren zusammen 12 Kirchengemeinden und 16 Kirchen das Konzept dezidiert aufnahmen.

STADT KÖTHEN: GOTTESDIENST IM 1. UND IM 2. PROGRAMM

Für die beiden Stadtkirchen wurden zwei Grundsatzentscheidungen getroffen: Es sollte keine Profilkirchen – hier traditionell, dort modern – geben, sondern ein „erstes“ und ein „zweites“ Programm für beide Kirchen. Langjährige Gottesdienstbesucher sollten so auch weiterhin die Gelegenheit bekommen, regelmäßig einen agendarischen Gottesdienst in „ihrer“ Kirche zu feiern. Gleichzeitig sollten neue Zielgruppen mit anderen Gottesdiensten angesprochen werden. Ebenso wenig sollte es eine personelle Profilierung – hier der traditionelle, dort der alternative Pfarrer – geben, sondern alle Pfarrer sollten für beide Programme in beiden Kirchen zur Verfügung stehen.

Das neue Konzept sieht dementsprechend so aus: Jeden Sonntag um 9.30 Uhr findet ein agendarischer Gottesdienst statt – im Wechsel in einer der beiden Kirchen. In der anderen Kirche ist dann um 11 Uhr ein Gottesdienst der anderen Art – mit einer großen Bandbreite: Familien, Schüler, Senioren, musikalisch, thematisch, mit Gesprächsphasen etc., so oft wie möglich mit Beteiligung von Gruppen und Einrichtungen der Gemeinde. Für die Installierung des Projekts „Familienkirche“ ist hier ebenso Raum wie für die Einbeziehung von Klassen aus der Evangelischen Grundschule, Gruppen aus dem Hort oder dem Kinderheim Auch die Durchführung von Gottesdienste zu besonderen Anlässen wie Friedensdekade, Woche für das Leben... ist hier gut möglich.

DER LÄNDLICHE BEREICH: ALLES ZU SEINER ZEIT

In den Landgemeinden galt, es die Zahl der Gottesdienste zugunsten einer Stärkung der inhaltlichen Arbeit und des regionalen und gemeinschaftlichen Zusammenhalts zu reduzieren. Zugleich sollten die noch vorhandenen Traditionen zu den Festzeiten des Kirchenjahres bewahrt werden. Die Tendenz der „Köthener Normalverteilung“, hohe Ausschläge bei besonderen „Highlight-Gottesdiensten“ zu erzeugen, sollte positiv aufgenommen werden. Regional bedeutsame Anlässe sollten vermehrt durch niederschwellige Gottesdienstangebote aufgenommen, ggf. sogar neue geschaffen werden. Es sollte im Anschluss an den Gottesdienst noch Zeit eingeplant werden, zusammen bleiben zu können.

Herausgekommen ist folgendes Konzept:

1. Zu den Festzeiten des Kirchenjahres (Advent, Weihnachten, Ostern, Erntedank, Totensonntag) wird die volle Versorgung aller Gemeindeorte und möglichst aller Kirchen beibehalten. Dadurch sollen die christlichen Hochfeste im Bewusstsein gehalten und möglichst gestärkt werden.
2. In den Sommermonaten geht – wenn die Menschen nicht zur Kirche kommen – die Kirche zu den Menschen. Ein Programm von Gottesdiensten im Freien, an besonderen Orten, aus Anlass von dörflichen oder anderen weltlichen Festen und Aktionen mit Andacht will möglichst viele erreichen. Vergleichbares gilt außerhalb der Sommerzeit z.B. für Osterfeuer oder Martinsfest. Gerade bei solchen Gelegenheiten kann das vorhandene Potential der Zusammenarbeit mit anderen, nichtkirchlichen Gruppen und Vereinen wie Ortsfeuerwehr, Heimatverein ausgeschöpft werden.
3. In den Wintermonaten von Januar bis März steht das Bemühen um die Steigerung inhaltlicher Qualität im Vordergrund: Predigtreihen werden durchgeführt, jeweils in einem Gottesdienst an wechselnden Orten innerhalb der Parochien. Die Gottesdienste finden um 10 Uhr mit anschließendem Gesprächs- und Kommunikationsangebot statt.
4. In den Ferienzeiten wird das traditionelle kleine Programm mit zwei bis drei Gottesdiensten pro Sonntag weitergeführt, um eine gewisse Kontinuität zu erhalten.

IV POSITIVE ERSTE ERFAHRUNGEN

1. STADT KÖTHEN

In der Stadt Köthen ging es weniger um die Erhöhung der Gottesdienstbesucherzahlen als um das Erreichen von neuen Zielgruppen. So hat die Öffnung auch nur in einem überschaubaren Rahmen zu quantitativem Wachstum geführt (immerhin wurde der Abwärtstrend gestoppt!), wohl aber zu deutlichem qualitativen Wachstum. Es ist gelungen, eine wachsende Zahl von Menschen aller Altersgruppen in die Vorbereitung und Durchführung von Gottesdiensten miteinzubeziehen und deutlich mehr Menschen anzusprechen. Generell gilt: diejenigen, die (nahezu) immer den Gottesdienst besuchen, werden tendenziell weniger, diejenigen, die gelegentlich an einem Gottesdienst teilnehmen, dagegen deutlich mehr.

Ganz wichtig ist es, dass es in den Köthener Gemeinden Gemeindeglieder gibt (und von Anfang an gab), die bewusst und gerne in beide Arten von Gottesdienst gehen. Sie – und eigentlich nur sie – können perspektivisch als Begleiter für Menschen fungieren, die über die anderen Gottesdienste Kontakt zum Gemeindeleben finden und – wenn auch in kleinerer Zahl – auch einmal einen „normalen“ Gottesdienst besuchen, in dem sie dann jemand neben sich sitzen haben, der sie in den Ablauf des Gottesdienstes „mitnimmt“.

Für die Pfarrer, die ihrerseits ja in der städtischen Öffentlichkeit bekannt sind, erweist es sich als Gewinn, dass sie durch die 11-Uhr-Gottesdienste eine große Zahl von Menschen innerhalb und außerhalb der Kirchenmitgliedschaft persönlich kennen lernen, womit wieder Anknüpfungspunkte für weitere Begegnungen geschaffen sind.

Insgesamt dauerte es nur ein halbes Jahr, bis die Gemeindeglieder, vor allem die Älteren, sich an das neue System gewöhnt hatten. Seitdem läuft es im Prinzip reibungslos und mit großem Gewinn. Es werden mehr und vor allem mehr unterschiedliche Menschen erreicht (Kirchenferne, thematisch Interessierte, Familien), ohne dass die traditionelle Gemeinde auf ihren Gottesdienst verzichten muss. Die Pfarrer können sich im Wechsel auf die verschiedenen Gottesdienste einstellen und sowohl die agendarischen Gottesdienste feiern, als auch spezielle eigene Gaben einbringen oder Experimente machen.

Die Anzahl der Gottesdienstbesucher, die durch die zunächst ängstlich beäugte Neuerung „verloren“ gingen, ist sehr gering und namentlich zu benennen. Die Zahl der neu Hinzugekommenen dagegen substantiell höher. Die Belastung durch die besonderen Gottesdienste um 11 Uhr, die meist einen höheren Vorbereitungsaufwand mit sich bringen (Einbeziehung von Gottesdienstteams, Drucken von Programmen, Koordinations- und Organisationsaufwand...) ist angesichts des Ergebnisses nicht nur akzeptabel, sondern wird von den Stelleninhabern gern auf sich genommen.

Originalzitat des Pfarrers von St. Agnus: „Ich hätte vor vier Jahren nie gedacht, dass es möglich sein könnte, die Bindung der Gemeindeglieder an die jeweilige Kirche aufzuheben. Aber alle Angst und alle Widerstände haben sich als unbegründet erwiesen.“ So war es im Nachhinein auch nicht erstaunlich, dass die nach einem Jahr der Erprobung vorgesehen Erfolgskontrolle und endgültige Beschlussfassung zur Formsache geriet.

2. DIE LANDREGION SÜD-WEST (PAROCHIEN WÖRBZIG UND PREUSSLITZ)

Die Erfahrungen, die in den Jahren 2011 und 2012 gemacht wurden, sind sehr vielversprechend, wie sich beispielhaft an den Zahlen der Parochien Wörbzig und Preußnitz ablesen lässt.

Gottesdienstbesucher in den Parochien Wörbzig und Preußnitz 2002 bis 2012

Jahr	GD- Besucher	Zahl der GD	Schnitt	Gemeindeglieder	in % der Gemeindeglieder
2002	2654	193	13,8	1152	230
2003	2469	188	13,2	1116	221
2004	2656	122	14,1	1083	245
2005	2419	169	14,3	1054	229
2006	2493	161	15,4	1024	243
2007	2879	178	16,2	998	288
2008	2651	176	15,1	970	273
2009	2559	152	16,8	947	270
2010	2594	146	17,8	927	280
2011	2881	129	22,3	912	315
2012	2897	111	26,1	903	321

Gemeindeglieder 2002: 1150, 2012: 900; Stellenumfang 2002: 200%, seit 2005: 125%, seit 2010: 100%

Bereits in den Jahren seit 2002 war es gelungen, trotz eines erheblichen Rückgangs der Gemeindegliederzahlen (vorrangig durch Wegzug, aber auch aufgrund eines großen Sterbeüberhangs) und reduzierter Stellen, mit deutlich weniger Gottesdiensten die Zahl der Gottesdienstbesucher stabil zu halten. Die positive Erfahrung mit weniger Gottesdiensten insgesamt und einer Schwerpunktsetzung auf Gottesdienste mit besonderem festlichen Charakter wurde aufgenommen.

Die sehr vielen kleinen Gottesdienste haben im Wesentlichen immer die gleichen Menschen erreicht. Die Zahl der Menschen, die außer am Heiligen Abend oder überhaupt wieder einmal einen Gottesdienst besuchen, steigt, ebenso wie die Zahl derer, die sich zum Gottesdienst äußern, sich mit eigenen Beiträgen in anschließenden Gesprächen einbringen oder erklären, wegen eines bestimmten Inhalts gekommen zu sein.

Die Zahl der Orte, an denen Gottesdienst gehalten wird, steigt ebenfalls: zu den 14 nutzbaren Kirchen der Parochien kamen 3 Gottesdienste in einer der Kommune gehörenden Kirche, 2 in einer privat organisierten „Kulturscheune“, einer im Freigelände eines Naherholungsgebiets, einer vor einer Kirchenruine im Freien, einer im Innenhof einer Mühle, einer auf dem Campingplatz, einer in einem Privatgelände auf einem Berg sowie einer (zu Erntedank) in einer Maschinenhalle. Gerade diese Gottesdienste erfreuten sich eines erhöhten Zuspruchs – gewiss auch ein Reflex auf die Kirchenscheu vieler Menschen in unserer entkirchlichten Region. Der Aufwand steigt im Winter in planerischer Hinsicht, im Sommer organisatorisch – aber es lohnt sich! Als erfreulich empfanden wir die Steigerung des Zahlenverhältnisses von Gemeindegliedern zu Gottesdienstbesuchern (jeder besucht statistisch 3,2 Gottesdienste im Jahr!). Dies stimmt allerdings nicht in vollem Umfang, da der Anteil der Nichtmitglieder nicht nur an Heilig Abend durchaus beträchtlich ist.

Als Verlust empfunden haben die Neuerung nur einige wenige, die grundsätzlich nicht flexibel sind und weiterhin nur zu – den jetzt weniger häufig stattfindenden - Gottesdiensten in „ihrer“ Kirche und zur gewohnten Zeit kommen. Positiv wird die Entwicklung von den meisten beurteilt, wenn zunächst auch gar nicht so sehr für die eigene Person. Aber wenn der nicht der Kirche angehörige Ehegatte, der die Kirche eigentlich nicht betritt, zum Gottesdienst im Freien mitkommt, wenn unkirchliche Nachbarn sich lobend über den Gottesdienst in der Mühle oder auf dem Campingplatz äußern, dann spüren auch traditionell geprägte Gemeindeglieder, dass die Kirche, die sie lieben, wieder mehr Zuspruch erfährt und sind bereit, die Veränderungen zunehmend bewusst mitzutragen.

Auch bei der Problematik der mangelnden Mobilität gibt es kleine Fortschritte. Positive Erfahrungen machen wir hier wie auch in den beiden anderen ländlichen Regionen des Kirchenkreises deshalb, weil durch häufigere regionale Gemeinschaftsaktionen die Vertrautheit miteinander zunimmt. Wenn man vor der Tür einer anderen Kirche erst einmal bekannte Gesichter sieht und wenn man gar freundlich begrüßt wird, dann ist das Problem der Fremdheit nur noch halb so groß. So trägt die 2004 begonnene Prozess der Regionalisierung Früchte.

Die erreichten positiven Ergebnisse sind sicherlich nur eine erste Momentaufnahme. Es ist jedoch gut vorstellbar, den begonnenen Weg weiter fortzusetzen. Es zeigt sich, dass die Angst vor dem Boykott der traditionellen Gemeinde unbegründet ist, wenn man Vertrauen wachsen lässt, die Veränderungen behutsam ins Werk setzt, den Menschen Zeit gibt, positive neue Erfahrungen zu machen und zu verarbeiten, und am Auftrag des Evangeliums festhält, den ja auch die traditionell geprägten Christen aus tiefstem Herzen bejahen, keinem Menschen die Botschaft von der Freundlichkeit Gottes vorzuenthalten. Manchmal ist es nur die Angst vor der eigenen Courage, die uns hindert, das Richtige zu wagen.